

Die Kirche braucht neue missionarische Kraft

Ein Gespräch mit Bischof Johannes Weber

Während der Bischofssynode in Rom führten wir das folgende Gespräch mit Bischof Johannes Weber von Graz-Seckau. Bischof Weber, der bereits zum zweitenmal als Delegierter seiner Konferenz an einer Bischofssynode teilnahm, ist österreichischer Jugendbischof.

HK: Herr Bischof Weber, Evangelisierung ist ein Thema, das die ganze Kirche betrifft und mit dieser fast identisch ist. Wenn Sie Schwerpunkte zu setzen hätten, was wäre für Sie das Vordringlichste und Notwendigste?

Weber: Bekanntlich ist die Bischofssynode so vorgegangen, daß zunächst sehr viele Dinge ins Gespräch gebracht wurden. Erst allmählich gelang eine gewisse Konzentration. Ein Hauptproblem sehe ich darin: Wie kann die Kirche wieder eine expansive missionarische Kraft gewinnen? Die letzten Jahre waren so sehr von innerkirchlichen Fragestellungen gekennzeichnet, von innerkirchlichen, wahrscheinlich auch notwendigen Auseinandersetzungen und Diskussionen, die ihr den Blick nach „außen“ manchmal verstellt haben. Die Kirche muß heute wieder dynamisch werden und den Geist der Eroberung leben. Es wird dabei nötig sein, daß sie sich mit der heute gegebenen und für morgen auf uns zukommenden Welt auseinandersetzt: nicht in grundsätzlicher Ablehnung, sondern als Aufgabe, die ihr von Gott gestellt ist. Dieses Spannungsverhältnis — Auftrag der Kirche und Wirklichkeit des heutigen Lebens — darf niemals liquidiert werden. Nur aus der Spannung zwischen zwei Polen entsteht neues Leben. Besonders vordringlich scheint mir für die ganze Kirche zu sein, daß man von der Jugend spricht. Von ihr werden wie von einem Barometer die Großwetterlagen registriert. Leider sind wir immer in Versuchung, die Probleme, die uns gerade die junge Generation aufgibt, auf die Seite zu legen, wenn wir mit ihnen nichts anzufangen wissen.

„Wir müssen Abschied nehmen von einer Kirche, die nur unanfechtbare Schritte tut“

HK: Jede Neubesinnung, die ein expansives Christentum zum Ziele hat, muß von einer realistischen Situationsanalyse ausgehen. So interessant nun die verschiedenen Erfahrungsberichte und Interventionen auf der Bischofs-

synode waren, so hatte man doch mehr als einmal den Eindruck, es würden alte Stereotypen weitergetragen und neue dazugemischt. Eine negative Stereotype lautet: die Kirche habe es heute mit einer säkularisierten, hedonistischen und politisierten Gesellschaft zu tun. Sind solche „Basisaussagen“ als Zeitbestimmung tauglich?

Weber: Ich stimme Ihnen zu, daß man solchen Ausdrücken gegenüber sehr behutsam sein muß. Um beim Wort Säkularisierung zu bleiben. Es stimmt sicher: Wir leben in einer Welt, die nicht mehr durchwirkt ist von religiösen Ausdrucksformen. Aber könnte es nicht auch sein, daß einfach manche Aufgaben der Kirche zurückgetreten sind und zwar mit Recht? Wir waren einmal diejenigen, die fast allein Krankenpflege betrieben haben. Seien wir froh, daß diese Aufgabe inzwischen auch von anderen, auch vom Staat aufgegriffen wurde. Ein anderes Beispiel: Denken wir daran, daß in unseren Breiten vor hundert Jahren der Sonntagkirchgang das einzige Fest während der Woche war. Dort konnte man Musik, konnte man eine Rede hören, Lichter, Schmuck und ein schönes Bauwerk sehen. Heute gibt es viele andere Möglichkeiten. Es wird notwendig sein, eine solche Entwicklung nicht so darzustellen, als ob sie allein aus einer Schwäche der Kirche käme.

HK: Zu solch negativen Akzentuierungen kommt aber die Tatsache, daß in der jüngsten Zeit, beeinflusst durch eine grassierende Sozialkritik im politisch-ideologischen Bereich, die Evangelisation als Heilsauftrag gegenüber der Forderung nach sozial-politischer Aktion, nach sozialem Heil, stark zurückgetreten ist. Werden nicht auch Gefahren in dieser Richtung unterschätzt, oder haben wir diese bereits wieder hinter uns?

Weber: Ich glaube nicht, daß wir diese Periode bereits hinter uns haben. Aber: es gibt keine abstrakte Evangelisierung, es gibt keine abstrakte Kirche. Sie hat ihren Leib und ihre Ausdrucksformen. Und das Gebot der Nächstenliebe ist dem der Gottesliebe unmittelbar zur Seite gestellt. Doch ich meine, in letzter Zeit ist eines vor allem deutlich geworden, daß auch die großartigsten Sozialreformen und Sozialprogramme eines Kerns bedürfen. Wir dürfen der Grundfrage nach der endgültigen Bestimmung des Menschen nicht ausweichen.

HK: Teilen der Kirche ist es aber in den letzten Jahren so ergangen, daß sie in der Auseinandersetzung mit neuzeit-

lichen Fortschrittsideologien wenigstens in gewissen Grundstimmungen innerweltlichen Heilslehren erlegen sind. Gehört nicht auch gerade dieser Punkt zu einer realistischen Situationseinschätzung?

Weber: Wir müssen Abschied nehmen von einer Kirche, die nur makellose und unanfechtbare Schritte setzt; wir stolpern und werden mit hineingezogen in große Strömungen und müssen uns mühselig durchringen, um sie zu durchschauen und das Negative an ihnen zu überwinden. Es ist in der Evangelisierung und in der gesamten Seelsorge nicht ganz leicht, Jesus Christus nicht aus dem Auge zu verlieren; das kann in einer Pfarrei schwer sein, das kann auch für große Richtungen schwer sein. Die Transzendenz ist unbedingt zu wahren; zugleich aber muß die Kirche ein Ursakrament sein, das den Menschen verstehbar ist, das ihnen nahe, und ich möchte sagen, auch sympathisch ist. Dies zusammenzubringen erfordert immer wieder neue Versuche und eine sehr große Fähigkeit zur Selbstkritik.

„Wir machen den Fehler, daß wir uns nicht mit etwas abfinden, was vorläufig ist“

HK: Sie haben eben von den großen Richtungen in der Kirche gesprochen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir Sie so interpretieren, daß Sie nicht nur Verständnis zeigen für die Bewegungen und Richtungen, die zwischen Weltabwendung und Weltzuwendung Kirche glaubhaft und zeitgemäß zu leben haben, sondern gerade den „Kleinen Gemeinschaften“, auch soweit sie kirchliche Gesinnungsgemeinschaften sind, für eine Revitalisierung des kirchlichen Lebens eine große Bedeutung beimessen?

Weber: Auf jeden Fall. Diese Gemeinschaften sind, wie immer sie zustande kommen, ein notwendiges Lebens- element der Kirche. Denn Kirche muß erfahrbar sein an einem bestimmten Platz mit persönlichen Bezügen, und es wäre sehr verderblich, wenn in der Kirche nur geschehen würde, was von oben erlaubt, geplant oder angeregt wird. Es gibt immer neue Aufbrüche, die man nicht planen und organisieren kann, die einfach gewagt werden müssen — auch mit dem Risiko der Fehlentwicklung.

HK: Im deutschen Sprachraum fehlen aber solche Gemeinschaften weitgehend oder hatten, soweit sie in den letzten Jahren entstanden und teilweise auch wieder vergangen sind, primär kontestataren, gelegentlich auch Interessen- charakter. Worauf würden Sie dieses Mangelphänomen zurückführen?

Weber: Ich glaube, es ist einfach eine Eigenart unserer Mentalität. Andere Völker entwickeln mehr Wärme und Spontaneität; und wir machen wahrscheinlich auch den Fehler, daß wir uns nicht mit etwas abfinden, was vor-

läufig ist. Wir wollen aus allem ein Prinzip machen. Damit werden wir aber schlecht weiterkommen; denn es wird in der Kirche der Zukunft immer mehr Gruppen geben, die sich bilden und wieder auflösen. Und dies sollte man, glaube ich, nicht nur negativ sehen.

HK: Die von Ihnen geschilderten Eigenschaften schreibt man im allgemeinen den Deutschen nördlich des Mains oder wenigstens nördlich der Alpen zu; dem Österreicher traut man wohl doch mehr Spontaneität oder wenigstens mehr Relativität zu . . .

Weber: Unser österreichischer Volkscharakter hat sicher viele nicht ganz durchforschbare Seiten. Ich hoffe, er kann auch einige gute Seiten beitragen. Aber der Österreicher neigt sehr zum Privaten und ist für eine Gruppe schwerer zu bewegen . . .

HK: Gibt es in Österreich und speziell in Ihrer Diözese solche Gemeinschaften?

Weber: Es gibt sie, aber sie sind nicht originär. Es entwickelten sich in letzter Zeit neben der Katholischen Aktion sehr rasch die Focolare- und die Cursillobewegung, auch die Bewegung von Pater Lombardi. Aber das ist nicht bei uns gewachsen, sondern wird mit Dankbarkeit angenommen. Andere Bewegungen, die ihrem Charakter nach mehr Kontestationsbewegungen sind, verlieren — sowohl scharf rechts wie scharf links — wieder an Bedeutung . . .

„Autorität muß so eingeübt werden, daß man sich nicht gegenseitig überfährt“

HK: Doch hört man gerade aus Ihrer Diözese, die zweifellos eine der lebendigsten und nicht nur lebhaftesten im mitteleuropäischen Raum — und am Schnittpunkt zweier recht gegensätzlicher Kulturkreise — ist, vom Fortleben innerkirchlicher Spannungen . . .

Weber: Richtig ist, daß in der Diözese, die ich gegenwärtig leiten darf, Gegensätze immer schon recht hart sich aneinander reiben. Aber die Extreme haben lange nicht die Bedeutung, die ihnen in der Öffentlichkeit manchmal nachgesagt wird . . .

HK: Doch gilt für die Kirche insgesamt, jedenfalls im europäischen und amerikanischen Raum, daß die meisten missionarischen Kräfte, die eine Erneuerung der Kirche nach innen und außen bewirken sollten, durch innerkirchliche Widerstände und Richtungskämpfe gebunden wurden . . .

Weber: Dem möchte ich durchaus zustimmen; um ein Bild zu gebrauchen: auch ein kleiner Zahn kann, wenn er schmerzt, den ganzen großen Körper lahmlegen. Ich

glaube, es muß immer Richtungen geben, aber wenn diese sich zu Parteiungen verhärten mit Feststellungen: du gehörst zu uns und du gehörst nicht zu uns, widersprechen sie dem Wesen der Kirche. Richtungen zu bejahen, aber Parteiungen zu vermeiden ist jedoch in der Praxis sehr, sehr schwer.

HK: Wenn Richtungen notwendig, Parteiungen aber schädlich sind, müssen wir in der Kirche heute dann nicht zu allererst eine aus dem Glauben kommende Übereinkunft über Grundlagen und Prioritäten schaffen, die auch verbindlich zu vertreten ist, mit der aber auch variierende Gesinnungen und Lebensverhältnisse, die sich daraus entwickeln, der freien Entfaltung überlassen werden?

Weber: Die Forderung ist richtig, ich sehe aber nicht, wie sie praktisch durchzuhalten ist. Dies würde Bereiche voraussetzen, die außer Streit sind, und es würde auch eine unbestrittene Autorität voraussetzen; aber schon diese Grenze ist oft schwer einzuhalten.

HK: Es fällt aber doch auf, daß das institutionelle Fundament der kirchlichen Autorität, auch ihr hierarchischer Fundus, weder theologisch noch praktisch ernstlich in Frage gestellt wird. Ist die gemeinsame Basis in puncto Autorität in der katholischen Kirche nicht doch größer und breiter, als gemeinhin angenommen wird?

Weber: Dessen bin ich mir leider nicht immer ganz sicher. Aber wie dem auch sei, es würde vieles in bessere Bahnen gelenkt werden können, wenn man sich unbefangen die Frage stellte, wie Autorität heute ausgeübt werden soll. Wenn ich einen Leitsatz aufstellen darf: Es muß so sein, daß man sich nicht gegenseitig überfährt. Wo man sich überfahren fühlt, entsteht eine Wunde, und diese fordert wieder neue Wunden heraus. Die Ausübung der Autorität muß sehr stark vom Geist der Kollegialität geprägt sein. Dies schließt eine persönliche Zuständigkeit und Verantwortung überhaupt nicht aus. Auf der anderen Seite erfahren es Träger der Autorität, daß sie selbst überfahren und in die Ecke gedrängt werden, indem man sich etwa im Konfliktfall nicht an den wendet, der die Autorität innehat, sondern an die Öffentlichkeit geht. Hier bedarf es eines gegenseitigen Lernprozesses; denn oft bleibt bei solchen Gefechten, die unbrüderliche und unchristliche Züge annehmen können, die Kirche als die eigentliche Geschädigte zurück.

„Ämter haben nur Bestand, wenn sie sich jeweils als eigener Zweig entfalten können“

HK: Ist das vom Konzil geschaffene Instrumentarium der Räte in den verschiedenen Zweigen und auf unterschiedlichen Ebenen des kirchlichen Lebens — wenn diese wirk-

lich ernst genommen werden — nicht ein allmählich wirksam werdender Faktor des Ausgleichs?

Weber: Ich glaube, es müßte jetzt eine neue Etappe einsetzen; eine erste scheint mir zu Ende zu sein, auch wenn sie viele Fragen offen läßt. Zunächst gab es eine Räte-euphorie. Die Möglichkeiten des neuen Mitwirkens fanden Anklang. Dann schoben sich bald Zuständigkeits- und Machtfragen nach vorne. Machtfragen erzeugen aber immer Unsicherheit, Mißbehagen und Verhärtung. Die Folge waren dann Zweifel an der Sinnhaftigkeit: Wozu brauche man schon soviel Sitzungskatholizismus? Es wäre aber ein unverantwortlicher Rückschritt, würde man diese Strukturen aufgeben. Aber man müßte — das meinte ich mit zweiter Etappe — mit einer neuen Unbefangenheit an diese herangehen. Ein Vergleich wurde gebraucht, der mir immer noch gültig zu sein scheint: Sie sollen nichts anderes sein wie eine gute Familie, die sich zusammensetzt, um gemeinsam zu überlegen, was in dieser Stunde zu tun ist, und um sich so mit den jeweiligen Erfahrungen und Geistesgaben — die der Laie auch hat — zu bereichern. Überdies glaube ich, daß durch die vordringliche Beschäftigung mit dem Amtspriester die Theologie vom Volk Gottes und ihre Verwirklichung im kirchlichen Leben vernachlässigt würde. Auch hier ist noch sehr viel aufzuholen.

HK: Vielleicht haben die Rätestrukturen auch darunter gelitten, daß sich starke Schichten in sie hineingeschoben haben oder auch hineingeschoben wurden, die eine Variante, wenn nicht einen Ersatz für anderswo nicht mögliche „politische“ Betätigung suchten ...

Weber: In Österreich lagen diese Gründe wahrscheinlich nicht so stark vor. Bei uns war es eher so, daß sich auf Grund der besonderen Schichtung der Laien in der Katholischen Aktion zunächst der Gegensatz Klerus—Laien noch einmal stark profilierte. Heute geht man bereits viel verhaltener in die Räte, und das finde ich eine gute Entwicklung.

HK: Gehört zu einer kollegial geführten Kirche neben der Rätestruktur nicht auch eine differenziertere, die verschiedenen Erfahrungen verkörpernde Ämterstruktur? Auch eine Vervielfältigung der Ämter über den Diakon hinaus, nicht nur weil der Priestermangel zunimmt, sondern weil durch die Differenzierung der Ämter und Dienste die Gesamtheit der Kirche, des Kirchenvolks, besser zum Ausdruck gebracht würde?

Weber: Ich glaube zwei Dinge sind notwendig: 1. Die Frage muß theologisch sauber durchdacht und vorangetrieben werden. 2. Die Kirche ist nicht ein Gedankengebäude, sondern ein Organismus. Damit neue Ämter werden können, muß ein ganz dichter Mutterboden von Kirchen-erfahrung da sein. Ich meine, man soll nicht isoliert hinschauen bzw. fragen: Haben wir noch genügend Priester? Welche kirchlichen Berufe brauchen wir noch? Wie kön-

nen wir die bestehenden Berufe variieren? Sondern wir sollen dazu beitragen, daß die Kirche möglichst vital lebt, und hier sehe ich gerade in den vorhin genannten Kleinen Gemeinschaften einen Ansatz. Dies wäre ein Mutterboden, aus dem Ämter wachsen könnten. Auf jeden Fall sollte man vermeiden, daß man nur Ableger von einem Amt schafft. Ämter haben nur Aussicht auf Bestand, wenn sie sich jeweils als eigener Zweig entfalten, auch wenn sie zunächst vielleicht aus einer Situation der Not entstehen. Ich denke an die Einführung der Laienkatecheten und Seelsorghelferinnen bei uns nach dem Krieg. Zunächst hatte man gesagt: weil wir zu wenig Geistliche haben. Heute sind es eigenständige Äste. Nach einer Meinung wird sich auch der Diakon nur bewähren, wenn er ein eigenständiges Amt und nicht ein Minipriester ist.

HK: Wenn wir Sie richtig verstehen, so denken Sie weniger an eine Auffächerung der Ämter als an die Schaffung neuer Zugänge in der Weise, daß man Leute, die sich menschlich und geistlich bewährt haben, über verschiedene Wege der Ausbildung und Praxis bis zur Ordination führt . . .

Weber: So könnte man es auch sagen.

HK: Steht aber hier nicht eine Übergewichtung des Zölibats im Wege? Ich erinnere nur an das Faktum, daß sich die Österreich-Synode für die Zulassung Verheirateter zum Priestertum ausgesprochen und die Bischöfe diesen Beschluß abgelehnt haben.

Weber: Ich glaube nein. In einem Gespräch mit Bischof Žak hat der Heilige Vater gesagt, daß er die Zeit für die *virī probatī* noch nicht für reif hält. Ich verstehe diesen Vorbehalt in einem tieferen Sinne nicht als taktische Rücksicht, sondern in der Weise, daß hier noch nicht alles durchüberlegt ist. Und zwar: Die Kirche hat als Ursakrament unbedingt die Transzendenz sichtbar zu machen, und die gesamt-menschliche Lebensweihe — auch in der Gestalt des Zölibats — ist etwas so notwendiges gerade heute, wo es so stark um die Gottesfrage geht: Gibt es Gott? Kann man an ihn glauben? Hier scheint es unentbehrlich, ein sehr starkes Zeichen der Transzendenz zu schützen und aufrechtzuerhalten. Dies schließt nicht aus, daß es eine Menge anderer Berufe und Dienste in der Kirche geben kann und soll.

HK: Dieser Deutung des Zölibats kann man volle Sympathie entgegenbringen. Aber läßt sich die Forderung auch realisieren? Wird der zölibatäre Priester nicht ebenso und manchmal sogar augenscheinlicher am Transzendenzbezug und an Gott irre, wenn er menschlich in Isolierung gerät, wie der Laie?

Weber: Das ist richtig. Es ist abzulehnen, im Priester den Christen erster und im Laien sozusagen nur zweiter Güte zu sehen; nur schließt sich hier wieder ein bißchen der

Kreis: Für die Transzendenz Zeugnis abzulegen, ist nur lebbar, wenn es gelebt wird für das Volk Gottes, und zwar bewußt gelebt wird, und nur im Ganzen des Volkes Gottes ist es denkbar, daß es Menschen geben kann, die dieses von außen her unverständliche Wagnis, sich voll zur Verfügung zu stellen, eingehen. Wenn Priester Schwierigkeiten bekommen, so müßte man von daher auch rückfragen, ob nicht manches versäumt wurde, daß er jetzt seinen Beruf nicht voll leben kann . . .

HK: Das wäre in erster Linie eine Rückfrage an die Priesterausbildung . . .

Weber: Sehr richtig. Aber sicher auch danach, wie eine Diözese lebt und welche Atmosphäre in einer Diözese oder Pfarrei herrscht. Ob es gut ist, daß Priester ohne jegliche Gemeindetätigkeit leben? Es gibt de facto immer wieder Priester, die praktisch das Einmaleins des Priesters, die Sakramentenspendung etwa, kaum einmal ausüben.

„Das Band zwischen Jugend und Kirche darf nicht reißen“

HK: Die Lösung der Ämterfrage ist ein Element, das der Kirche neue Dynamik zuführen könnte. Das tiefere Problem, das auf die Gemeinden und auch auf die kirchlichen Berufe zurückwirkt, ist die Austrocknung christlicher Grundüberlieferung bei gleichzeitiger Privatisierung des Religiösen. Es fehlen die Stütz- und Trägerstrukturen, die den einzelnen in den Glauben einweisen helfen . . .

Weber: Dies ist in der Tat eine sehr bedeutende und gefährliche Entwicklung. Vielleicht spielt dabei mit, daß sich der Mensch heute so ohnmächtig erlebt, wenn er in den Lauf des Geschehens eingreifen soll. Er ist in den banalsten Lebensbereichen nicht mehr Herr der Dinge und fühlt sich gesteuert. Die Versuchung wird da sehr groß, den Glauben in sein stilles Kämmerlein zu nehmen. Und — ich sagte es schon eingangs — die Luft, in der wir leben, ist heute nicht mehr religiös durchtränkt. War sie es jemals? Sicher hat es Zeiten gegeben, in denen es sich gehört hat, Christ zu sein. Aber Chancen haben wir heute ebenso. Ich bin nicht glücklich über die Gegenüberstellung von Volks- und Gemeindekirche. Der Traum, daß die Kirche nur aus den ganz Entschlossenen bestehen kann, hat auch seine negativen Seiten. Aber im heutigen Freiraum, in dem niemand einen drängt, Christ zu sein, gibt es doch auch bewunderswerte Initiativen, die es früher so nicht gab. Denken wir nur an die sehr großen Bemühungen um die Sakramentenvorbereitung. Ich bin auch der Meinung, daß es mehr als Brauchtum ist, wenn fast alle Leute nach wie vor ihre Kinder taufen lassen, bei uns jedenfalls auch zur Firmung kommen und, wenn es möglich ist, sich kirchlich trauen lassen; dahinter steht doch die Betroffenheit des Menschen in entscheidenden Lebenssituationen, in denen sie sprachlos sind. Sie wissen damit nichts Rechtes anzu-

fangen und sind sehr froh, wenn eine Botschaft, die über das momentan Erfahrbare hinausgeht, an sie herangetragen wird. Daß große Bemühungen unternommen werden, diese Massen — es sind wirklich Massen — auf die Sakramente vorzubereiten, dies scheint mir eine Art Nachholung des Katechumenats zu sein. Man erlebt immer wieder, daß Menschen diese großen Ereignisse sozusagen in die Schublade legen und sie lange verschlossen halten, aber an bestimmten Punkten des Lebens später wieder hervorholen.

HK: Ist das aber ein Ersatz für den überall beklagten Ausfall an religiöser Erziehung?

Weber: Dies sicher nicht, aber ich bin auch bezüglich religiöser Erziehung nicht so pessimistisch. Für Österreich jedenfalls läßt sich feststellen, daß sich die Katechese in der Schule — die Zahl der abgemeldeten Schüler vom Religionsunterricht ist bei uns verschwindend gering — auf einem sehr guten Stand befindet. Im übrigen: man bricht sehr leicht den Stab über einen Katecheten oder Religionslehrer, man vergißt darüber aber allzuoft die Schwierigkeiten der Aufgabe, die Jugendlichen wirklich dort abzuholen, wo sie sind, nicht etwas vorzudozieren, sondern sie in den Tritt der Nachfolge Christi zu bringen.

HK: Aber nehmen wir — von immer stärker spürbar werdenden Ausfällen in der Familie einmal abgesehen — ein anderes Feld: die Jugendseelsorge bzw. die kirchliche Jugendarbeit. Von ihr, so hat man den Eindruck, seien jedenfalls im gesamten deutschen Sprachraum fast nur noch Rudimente übrig geblieben.

Weber: Nehmen wir an, daß drei Komponenten auf den Jugendlichen religiös einwirken sollen: Familie, Schule und außerschulische kirchliche Jugendarbeit. Der Ausfall auch nur einer Komponente ist schlimm. Wo etwa gute Jugendarbeit geleistet wird und die Familie ausfällt, entsteht eine nicht schließbare Lücke. Zur Jugendarbeit selbst möchte ich folgendes sagen: Man müßte doch ein wenig nüchterner die Jugendarbeit früherer Jahrzehnte betrachten. Ich selbst war als Student Pfarrjugendführer und weiß, daß auch dort nicht alles so ideal war, wie wir es in der Rückschau manchmal darstellen. Es ist auch zu bedenken, daß die kirchliche Jugendarbeit in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg besondere Leerräume auszufüllen hatte, während heute diese Räume durch vieles andere ausgefüllt sind. Allerdings fällt gerade in der Jugendarbeit der zahlenmäßige Rückgang an geistlichen Berufen schwer ins Gewicht. Überdies ist die Jugendarbeit — die Jugendseelsorge — eine verzehrende Sache, und selbstverständlich gibt es auch in der Jugendarbeit Entwicklungen, hinter die man mindestens ein Fragezeichen setzen muß. Ich gebrauche nicht gerne das Wort „Führung“; aber der Jugendliche braucht jemand, der vorangeht, er sucht, auch wenn es ihm gelegentlich schwerfällt dies zuzugeben, den wissenden größeren Bruder. Dieses Element wird in der heutigen Jugendarbeit zu sehr ver-

nachlässigt. Schließlich hat man es oft auch zu schnell aufgegeben, innere Kreise zu prägen, wie sie etwa von Cardijn mit einer sehr starken geistlichen Investition geformt wurden. Ohne solche Kreise als Sauerteig in der Masse ist kirchliche Jugendarbeit meines Erachtens kaum erfolgreich zu leisten. Und, was wirklich bedrohlich erscheint: Es droht das Band zwischen Kirche und Jugendlichen — gemeint ist hier die „offizielle“ Kirche — mehr und mehr zu reißen.

HK: Und Jugendseelsorger, die sich auf diesem Spannungsgebiet weit vorwagen — siehe den Fall Kripp — riskieren selbst zerrissen zu werden . . .

Weber: Das kann vorkommen . . . Doch dieses Band darf nicht reißen. Es müssen sich Leute hinstellen, die nach beiden Seiten zu halten verstehen. Wenn Jugendliche „abschalten“, indem sie erklären, die Kirche habe ihnen nichts mehr zu sagen, dann ist das ebenso falsch wie manches Urteil seitens Erwachsener, die sich der Jugendlichen praktisch entledigen möchten, nur weil sie unangenehm schwierig und präpotent sein können. Hier würde eine Spannung einfach liquidiert, doch wie schon gesagt — nur aus einer Spannung zwischen Polen kommt neues Leben.

HK: Leidet kirchliche Jugendarbeit heute in erster Linie nicht daran, daß man den Jugendlichen mit viel Mühe dort abzuholen versucht, wo er lebt, aber ihn nicht offen genug mit dem zu konfrontieren versteht, wohin er aufbrechen soll?

Weber: Richtig, und hier gäbe es durchaus auch Zeitumstände, die hilfreich sein könnten, die heutigen Meditationsbewegungen etwa. Hier könnte so ein neuer Mutterboden entstehen, auch wenn manches Mode sein mag und Meditationsbewegungen für sich natürlich nicht schon zur Kirche führen.

„Volksfrömmigkeit darf nicht als Waffe mißbraucht werden“

HK: Betrachten Sie die Volksfrömmigkeit — Sie haben vorhin im Zusammenhang mit der Sakramentenpastoral schon einige Elemente genannt —, auf die diese Bischofssynode auffallend viel rekurriert, ebenfalls für einen solchen Mutterboden, oder deutet sich hier eine neue Flucht in den immer engeren Raum eines Traditionschristentums an? Ist hier die Chance oder die Versuchung größer?

Weber: Erstens: Ich glaube, man muß hier deutlich machen, was damit eigentlich gemeint ist. Es gibt sicher eine Bewegung zu einer zu stark intellektuellen, ja rationalistischen Darstellung des Glaubens und der Kirche. Wir müssen dann in mancher seltsamen Äußerung von Volksfrömmigkeit Rechnungen dafür bezahlen, daß emotionelle Werte zu wenig angesprochen worden sind. Ein Problem

ist bei uns z. B. immer noch Ostern. Wir hatten in der alten Liturgie sehr entwickelte Auferstehungsfeierlichkeiten. Die sehr ausdrucksvolle Feier der reformierten Osterliturgie läßt hier noch eine spürbare Lücke. Zweitens: Die Volksfrömmigkeit darf nicht als Waffe gegen die Theologie mißbraucht werden. Es wäre nicht fair, sich dahin zu flüchten. Die Kirche braucht alles: das harte geistige Ringen und das Leben der sehr einfachen Formen. Wir vergessen zu leicht, daß ein Großteil der Bevölkerung intellektuell befriedigende, aber zu schwierige Formen nicht mitvollziehen kann und will. Drittens: Wir müssen nüchtern zur Kenntnis nehmen, daß der bäuerliche Raum schmilzt. Viele Bräuche sind mit dem bäuerlichen Raum verwachsen. Manches davon wird also endgültig absterben. Aber hoffentlich haben wir einen so gut gesättigten Boden des Glaubens und des Glaubensausdrucks, daß auch neue, städtische Bräuche entstehen.

HK: Sieht es da nicht eher nach tabula rasa aus, oder sehen Sie solche Bräuche bereits entstehen?

Weber: Ja doch! Ein Beispiel ist in Österreich die Sternsingeraktion. Das war ursprünglich ein reiner Landbrauch. Aber mit der Zielsetzung: man geht nicht für sich, sondern um einen Beitrag zur Linderung der Not anderer zu leisten, wurde diese Form ausgesprochen städtisch adaptiert und kommt dort sehr gut an.

HK: Herr Bischof Weber, eine letzte Frage. Die Bischofssynode hat wie schon einmal das Konzil die Lokalkirche

wieder stärker in den Vordergrund gerückt. Wirkt sich ein sorgfältig gehüteter römischer Zentralismus, der durch gesamtkirchliche Richtlinien bis in die pastoralen Regungen am Ort hineinreicht, nicht unnötig hemmend auf die Evangelisierung aus?

Weber: Aus meiner fünfjährigen Erfahrung als Bischof muß ich sagen, daß die negativen Wirkungen zentralkirchlicher Maßnahmen auf die Lokalkirche sehr viel geringer sind, als man landläufig meint. Es gibt Punkte, die zu Zusammenstößen führen können, wie in jüngster Zeit die Bestimmungen über die Erstbeichte. Und es wäre gewiß sehr wünschenswert, wenn sich z. B. die Vertreter der Kurie dem Gespräch mit den Bischöfen gerade auch auf einer Bischofssynode stellen und so noch mehr Kooperation pflegen würden. Aber alles in allem fühlt man sich als Bischof nicht als ausführendes Organ einer zentralen Stelle. Was mir sehr viel wesentlicher erscheint und was wir in unserer Diözese auch durchzuführen versuchen, ist, daß in der lokalen Kirche ein pastorales Wollen erarbeitet wird. Ich glaube, die Gefahr ist groß, daß wir unsere Diözesen administrieren, daß wir sie sehr treu verwalten, daß aber das Faszinosum des Aufbruchs und des Zukunftswollens zu wenig gewagt wird. Die schönsten Pastoralpläne in den Lokalkirchen sind tot, wenn diese positive Stimmung, das betroffene, freudige Neuentdecken des Auftrages, fehlt. Deswegen ist für mich die Frage nach den Rechten der Lokalkirche vor allem eine Frage nach der Hoffnung und dem Glauben, die in der Lokalkirche leben.

Dokumentation

Bevölkerungsproblematik und die Bedingung für eine menschenwürdige Zukunft

Eine Grundsatzklärung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz

Unter dem Titel „Die Zukunft der Menschheit und die Bedingungen für ein menschenwürdiges Leben“ hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Julius Döpfner, zu Beginn der Herbstvollversammlung der Bischofskonferenz (vgl. ds. Heft S. 597) eine Grundsatzklärung zu Problemen menschenwürdiger Zukunftsgestaltung abgegeben. Die Erklärung hat folgenden Wortlaut.

Auf der vergangenen Herbst-Vollversammlung habe ich einen ausführlichen Bericht zur Lage der Kirche in unserem Lande zu geben versucht, der in Kürze gedruckt vorliegen wird. Außerdem haben wir uns noch bei der Vorbereitung unserer Unter-

lagen für die diesjährige Bischofssynode mit der religiösen Situation befaßt. Darum glaube ich diesmal auf einen ausführlichen Rückblick verzichten zu können.

Dafür möchte ich heute auf eine besonders bedrängende und weltweite Frage eingehen, nämlich auf die Bevölkerungsproblematik und die damit zusammenhängenden Fragen. Diese Darlegungen sollen zugleich eine entferntere Einführung sein in unsere Beratungen über Ehe und Familie.

Es geht um einen Problemkreis, den wir m. E. bisher zu wenig bedacht haben, obschon es dabei um Perspektiven geht, die auch die Kirche im höchsten Maße tangieren müssen.

Sie wissen alle, daß der „Club of Rome“ vor zwei Jahren eine